

Flecken auf der Ehre.

Roman von **Reinhold Ortmann.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

„Nun, wie es Ihnen gefällt!" sagte Hartwig zu Johanna. „Kann ich Ihnen irgendwie mit Rath oder That beistehen? Hat sich das Befinden Ihrer Schwester etwa verschlimmert?"

„Nein!" erwiederte das junge Mädchen. „Sie hat sogar Stunden, in denen sie meint, sich wieder ganz kräftig zu fühlen, wenn ich auch sicher bin, daß sie trotzdem bald sterben wird. Aber es ist nicht meiner Schwester wegen, daß ich hier bin; es ist um — Ihretwillen!"

Es war ihr sichtlich sehr schwer geworden, das Wort auszusprechen, und es hatte einen so seltsamen Klang, als wäre es ihr wider ihren Willen erpreßt worden.

„Um meinetwillen, Johanna?" fragte Hartwig erstaunt. „Wollen Sie sich nicht deutlicher erklären?"

„Ich bin gekommen, Sie zu warnen," sagte sie in demselben gepreßten, fast feindseligen Ton. „Sie dürfen in der Dunkelheit nicht mehr allein ausgehen — ich beschwöre Sie darum! — wenigstens nicht heute und morgen. Es handelt sich da vielleicht um Tod und Leben!"

Weniger die Warnung selbst, als die Art und Weise, in welcher das Mädchen dieselbe vorbrachte, war es, welche Hartwig überraschte. Ihrem ganzen Gebahren war es anzumerken, wie schwer sie unter dem furchtbaren Zwiespalt litt, und Hartwig's erste Empfindung war darum viel mehr ein inniges Mitleid mit dem unglücklichen Mädchen, als eine Sorge für seine eigene Sicherheit.

Er trat nahe an sie heran und sagte in dem mildesten Tone, der ihm zur Verfügung stand: „Sie sagen mir da im Grunde nichts, das mein Erstaunen erregen könnte, Johanna, denn ich weiß, daß Sie von dem Verbleib Ihres Vaters und Ihres Verlobten unterrichtet sind, und daß wir dieselben nicht allzuweit von hier zu suchen haben. Trotzdem bin ich Ihnen dankbar für Ihre Warnung, denn ich nehme dieselbe als einen Beweis dafür, daß Ihr Gewissen sich geregt hat, und daß Sie es müde sind, sich zu einer strafwürdigen Schlechtigkeit mißbrauchen zu lassen. Haben Sie denn auch bisher niemals daran gedacht, daß diese Begünstigung verfolgter Flüchtlinge Sie selbst in Gefahr bringen kann, ohne Jenen doch auf die Dauer zu nützen?"

Johanna schlug die Hände vor das Gesicht, und ihr Körper erbebte in einem heftigen Schluchzen. „Ach, es ist schrecklich — schrecklich!" stöhnte sie. „Niemand weiß, wie ich meine Schwester darum beneide, daß sie jetzt auf dem Sterbebette liegt!"

„Mit solchen Ausbrüchen der Verzagtheit ist es nicht gethan. Sie sind jung und gesund, und sollen darum nicht gleich an das Sterben denken, das nur ein letztes Rettungsmittel für die Schwachen und Kranken ist. Machen Sie sich vor Allem frei aus diesen verderblichen Verhältnissen; dann werden Sie auch bald genug den Weg zu einem neuen, besseren Leben finden."

Sie ließ die Hände sinken und schlug das verhüllende Tuch zurück. Hartwig sah in ein todtenblasses, verstörtes Gesicht. Es war, als ob sie seit dem gestrigen Abend um ein Jahrzehnt gealtert wäre.

„Geben Sie sich keine Mühe. Es ist doch Alles umsonst. Ich weiß recht gut, was Sie mit dem Befreien von verderblichen Verhältnissen meinen; aber ich werde meinen Vater nicht verrathen, und wenn man mir die Glieder stückweise vom Leibe schneiden wollte! Wer da meint, daß ich ihn verborgen halte, der mag ihn suchen. Wir haben keine Kanonen vor unserem Hause."

„Und Ihr Verlobter? Sind Sie wirklich noch immer entschlossen, einem Manne von solchen Charaktereigenschaften Ihre Hand zu reichen?"

Sie preßte die blassen Lippen fest zusammen und schlug die Augen nieder.

„Wen kümmert es, ob ich ihn heirathe oder nicht!" sagte sie nach einer Weile mit bitterem Trotz. „Und



Theodor Fontane. (S. 260)

meinen Sie etwa, daß mich ein Anderer nehmen würde — mich, die Tochter eines Verbrechers."

„Auch Sie werden noch einen braven Mann finden, Johanna, wenn —"

Aber sie ließ ihn nicht ausreden, sondern rief mit plötzlich hervorbrechender leidenschaftlicher Heftigkeit: „Nein, nein, Sie sollen nicht so zu mir sprechen! — Ich will es nicht hören — ich will nicht! Wer hat Ihnen ein Recht gegeben, sich darum zu kümmern? Was wissen Sie, ob ich darnach frage, einen braven Mann zu bekommen, wenn es doch nicht der sein kann, den ich liebe! — Ich bin hierher gekommen, um Sie zu warnen, nicht um Ihre schönen Worte zu hören! Wollen Sie meine Warnung beherzigen, so ist's gut — wollen Sie es nicht, nun, so mögen Sie in Gottes Namen die Folgen tragen! Der Allmächtige weiß es, daß ich nicht mehr thun konnte, als dieses."

Sie riß die Thür auf und stürzte ohne Abschiedsgruß hinaus; durch den unerwarteten Ausbruch ihres heißen Empfindens tief erschüttert, machte Hartwig einen Versuch, sie zurückzuhalten.

„Johanna — liebe Johanna, so hören Sie mich doch!" rief er ihr nach; aber sie antwortete ihm nicht, und ihre dunkle Gestalt war draußen auf dem Gange nicht mehr zu erspähen.

Unschlüssig lauschte Hartwig noch einige Sekunden lang. Dann trat er, da sich in seiner Nähe etwas zu regen schien, in das Zimmer zurück und zog die Thür hinter sich zu. Er wäre jetzt nicht im Stande gewesen, mit irgend einem gleichgiltigen Menschen gleichgiltige Worte zu tauschen.

— — — — — — — — —

Unten im Saal hatten nach dem Mahle einige kunsteifrige Dilettanten die Gelegenheit ergriffen, ihre mehr oder weniger bescheidenen Talente leuchten zu lassen. Man sang und musizirte, und selbst der junge Baron mit der ungeschlachten Hünengestalt offenbarte sich plötzlich als der Besitzer eines so dünnen und hohen Tenorstimmchens, wie es wahrhaftig Niemand in seinem gewaltigen Brustkasten vermuthet haben würde.

So war Komtesse Edith für eine kleine Weile von den verzweifelten Unterhaltungsversuchen ihres riesenhaften Kavaliers befreit, und sie athmete erleichtert auf, denn nun endlich war ihr die Möglichkeit gegeben, einen Entschluß auszuführen, der während der letzten Stunde nach harten und schmerzlichen Kämpfen zu einem völlig unumstößlichen geworden war. Sie wußte jetzt, daß sie ihre Kräfte weit überschätzt hatte, als sie Julia in der letzten Nacht jenes grausame Versprechen gegeben, und sie fühlte sich nicht länger im Stande, es zu halten.

Hartwig's erstaunt fragender Blick und die schmerzliche Bestürzung in seinem Antlitz, als sie vorhin so nahe an ihm vorübergestreift war, ohne ihm ein flüchtiges Wort oder auch nur einen lächelnden Gruß innigen Einverständnisses zu gönnen, wollten nicht aus ihrer Erinnerung weichen. Wie ein brennender Vorwurf lastete der Gedanke an diese kalte, fremde Begegnung auf ihrer Seele.

Nein, was auch immer geschehen konnte, und wie heftig die Vorwürfe ihrer Schwester sein mochten, sie wollten sich diese unerhörte Entsagung nicht länger auferlegen und sie wollte den Tag nicht zur Rüste gehen lassen mit dem peinvollen Bewußtsein, den Mann verletzt und verwundet zu haben, der ihr unendlich viel theurer war als Vater, Mutter und Schwester.

Kaum hatte ihr Kavalier die berühmte Arie des Lyonel begonnen, als sich Edith unauffällig aus den Reihen der Zuhörerinnen zurückzog und langsam die Festräume durchschritt, um Hartwig aufzusuchen. Aber wie aufmerksam sie auch ihre Blicke bis in das versteckteste Winkelchen wandern ließ, wie scharf sie jede plaudernde Gruppe musterte, nirgends zeigte sich seine hohe Gestalt und sein männlich schönes Gesicht. Die Thränen stiegen ihr heiß in die Augen; doch sie wollte noch nicht daran glauben, daß er wirklich das Fest verlassen habe, daß ihr häßliches und für ihn gewiß unbegreifliches Benehmen im Stande gewesen sei, ihn zu verscheuchen.

Wie aber sollte sie darüber Gewißheit erlangen, da sie keine Hoffnung mehr hegen durfte, ihn bei einem zweiten Rundgang dennoch zu finden! Da sah sie, wie ihr Vater sich aus einer Gruppe von Gästen löste und mit seinem gewohnten jovialen Lächeln, das jetzt kaum noch gezwungen aussah, auf sie zukam. Mehr einer unwillkürlichen Eingebung und ihrem heißen Herzensverlangen als einer klugen Ueberlegung folgend, begrüßte sie ihn mit der Frage, ob er nicht von Steensborg's Verbleib unterrichtet sei.

Sie erschrak, als sie sah, daß sich die Züge des Grafen zu einem so ernsten und strengen Ausdruck verwandelten, wie er ihn seinem Lieblingskinde gegenüber kaum jemals angenommen hatte.

„Suchst Du den Herrn Oberverwalter, Edith, um ihm einen Auftrag zu ertheilen?" fragte er, sie scharf und durchdringend ansehend. „In diesem Falle wirst Du wohl thun, Dich an einen anderen meiner Gutsbeamten zu wenden, denn Herr Steensborg befindet sich seit heute nicht mehr in meinen Diensten."

„Papa!" schrie sie so angstvoll und selbstvergessen auf, daß einige der zunächst Stehenden sich betroffen nach den Beiden umsahen, und daß der Graf Edith's Arm in den seinigen zog, um sie unauffällig hinwegzuführen.

„Ich weiß nicht, was Dich daran so sehr erschrecken kann," fuhr er mit gedämpfter Stimme, doch mit sehr eindringlichem Ernste fort. „Das Feuerwerk wird, wie ich hoffe, auch ohne die Hilfe dieses Herrn abgebrannt werden können."

„O Papa, es ist irgend etwas geschehen, das man mir verschwiegen hat," klagte Edith, die noch immer völlig fassungslos war. „Sage mir nur das Eine: ist er schon fort?"

Graf Westernhagen hielt es nicht für angezeigt, seiner Tochter mitzutheilen, daß der Oberverwalter selbst von der außerordentlichen Maßregel noch gar nicht unterrichtet sei. Es schien ihm genügend, daß seine sofortige Entlassung unabänderlich beschlossen war.

„Nein," sagte er kurz, „ich vermuthe, daß er auf seinem Zimmer mit dem Packen seiner Sachen beschäftigt ist, und ich hoffe, daß ihn morgen der erste Frühzug an einen Ort führen werde, wo sich ihm bessere Chancen bieten, sein Glück zu machen, als hier!"

„Und weshalb — weshalb muß er uns verlassen? Was kann seit dem Vormittag geschehen sein, um Dich so gegen ihn aufzubringen?"

„Wir werden zu gegebener Zeit darüber sprechen, Edith! Für jetzt wird es Dir, wie ich hoffe, genügen, zu erfahren, daß ich über die Vergangenheit und die Charaktereigenschaften dieses Herrn inzwischen Aufschlüsse erhalten habe, welche es mir unmöglich machen, ihn nur noch für einen einzigen Tag auf einem Vertrauensposten zu belassen. Und damit für jetzt genug von ihm! Der Baron Treuenfels sieht sich, wie mir scheinen will, bereits recht angelegentlich nach Dir um."

Er gab den Arm seiner Tochter frei, und Komtesse Edith wußte, daß es vergebliches Bemühen sein würde, jetzt noch etwas Weiteres von ihm zu erfahren.

Und ehe sie selber recht wußte, woher sie den Muth dazu genommen, war sie im Gange, auf welchen die Thür von Hartwig's Zimmer mündete. Nur wenige Schritte noch — ein leichter Druck auf den Messinggriff — und sie würde ihm Auge in Auge gegenüberstehen, um die Entscheidung über die Zukunft ihrer Liebe, die ihr jetzt gleichbedeutend schien mit der Zukunft ihres Daseins überhaupt, von ihm zu empfangen.

Noch einmal athmete Edith tief auf und preßte die Hand auf das Herz, als vermöchte sie den stürmischen Schlag desselben damit zu besänftigen. Jetzt wo sie dem Ziele so nahe war, bedurfte sie doch all' ihres Muthes, um den kleinen, bedeutsamen Schritt zu thun. Da plötzlich — die Komtesse hatte kaum noch Zeit, in eine Fensternische des dunklen Ganges zu treten — wurde die Thür des Zimmers, das sie soeben hatte betreten wollen, von innen heftig aufgerissen, und eine weibliche Gestalt stürzte in unverkennbar gewaltiger Erregung auf den Korridor hinaus. Sie eilte an Edith vorüber, ohne dieselbe wahrzunehmen. Die Augen der Liebe und der Eifersucht aber blicken schärfer, als sonst wohl Menschenaugen zu blicken pflegen, und wie flüchtig die dunkle Gestalt auch immer an der Komtesse vorbeigehuscht war, Edith hatte doch Zeit genug gehabt, mit voller Deutlichkeit Johanna Krampe in ihr zu erkennen. Nur mit Mühe unterdrückte sie den Weheruf, der sich ihrem zum Tode getroffenen Herzen entringen wollte, als sie jetzt Hartwig sagen hörte: „Johanna — liebe Johanna, so hören Sie mich doch!"

Mit angehaltenem Athem lauschte sie regungslos, bis Hartwig's Zimmerthür wieder in's Schloß gefallen war. Nur jetzt durfte er sie nicht sehen — nur jetzt nicht! Sie hätte die Scham solcher Erniedrigung nicht zu ertragen vermocht. Nun bedurfte es freilich keiner Unterredung mehr zwischen ihnen und keiner Bestätigung aus seinem Munde — jetzt hatten ihr ja die unwiderleglich zeugenden Thatsachen eine Bestätigung geliefert, wie sie gleich grausam und hoffnungraubend Menschenlippen niemals hätten aussprechen können.

Auch als jene Thür sich geschlossen hatte, wagte Edith nicht sogleich, sich zu entfernen. Der Gedanke, daß sie auf dem Wege bis zu ihrem Zimmer irgend Jemand begegnen könne, erschien ihr schrecklich; denn sie zweifelte nicht, daß Jeder ihr vom Gesicht ablesen müsse, ein wie schändlicher Verrath an ihr verübt, eine wie tödtliche Beschimpfung ihr zugefügt worden sei.

Erst als auch nach geraumer Zeit rings um sie her Alles in tiefem Schweigen verharrte, schlich sie auf den Fußspitzen über den Gang und die Treppe bis zu dem Schlafzimmer, das sie mit ihrer Schwester theilte. Niemand hatte sie gesehen; aber als Edith die Schwelle des Gemaches überschritt, in welchem sie vor jeder Ueberraschung durch Fremde gesichert war, brach auch ihre so lange mühsam behauptete Kraft völlig zusammen. Sie wollte den Riegel des Thürschlosses vorschieben; aber wie ein Schleier legte es sich in diesem Augenblick vor ihre Augen; der erhobene Arm fiel schlaff an ihrem Körper herab, und mit einem Seufzer glitt sie bewußtlos auf den Fußboden nieder.

18.

Hartwig glaubte im Grunde nicht daran, daß sich Seefeld zu der von ihm geforderten Unterredung einfinden werde, aber er wollte doch zuvor die volle Gewißheit seines Nichterscheinens haben, ehe er den Versuch machte, ihn auf andere Weise dazu zu zwingen, sich ihm zu stellen.

Als ihn der vom Wirthschaftshofe herübertönende Schlag der dort angebrachten Thurmuhr überzeugte, daß die zwei Stunden, welche er selber als Frist bestimmt hatte, vorüber seien, schickte er sich darum an, in den Park hinabzugehen.

Einen Augenblick lang blieb er allerdings unschlüssig vor seinem Schreibtische stehen, und in der Erinnerung an Johanna's eindringliche Warnung hatte er die Hand bereits nach dem Schubfach ausgestreckt, in welchem seine beiden Pistolen lagen. Aber er ließ die Hand wieder sinken, ohne das Fach aufzuziehen.

„Es wäre zu viel Vorsicht," sagte er vor sich hin. „Ich werde die Augen offenhalten, und ich denke, das ist genug."

Da der Himmel sich gleich nach Sonnenuntergang dicht bewölkt hatte, herrschte unter den Laubkronen des Parkes nahezu vollständige Finsterniß.

„Er wird schon deshalb nicht hinausgegangen sein," dachte Hartwig, „und im Grunde war es wohl auch eine Thorheit, dem Feigling ein solches Stelldichein zuzumuthen."

Ueber die Lichtung, in welcher der Weiher lag, war noch eine schwache, ungewisse Helligkeit gebreitet, und der unbewegliche Wasserspiegel warf das Bild des bewölkten Himmels mit mattem Glanze zurück. Der weiße Kiesweg, welcher am Ufer des kleinen Teiches entlang führte, war stellenweise deutlich zu erkennen, während andere Parthien durch überhängende Baumwipfel in vollständige Finsterniß gehüllt wurden. Nur auf diesem Wege konnte Hartwig seinen Gegner erwarten, wenn Jener überhaupt Neigung empfunden hatte, ihm über seine feindseligen Absichten Rede zu stehen, und mit langsamen Schritten, in scharf gespannter Aufmerksamkeit auf jedes Geräusch in seiner Nähe lauschend, ging er darum auf dem schmalen Wege dahin.

Schon hatte er das wenig umfangreiche Wasserbecken nahezu umkreist, ohne auf Seefeld oder auf irgend ein anderes menschliches Wesen zu stoßen, und befand sich eben in der unmittelbaren Nähe jener Bank, an welcher er zum ersten Mal mit dem Grafen Botho v. Thun zusammengetroffen war, als er plötzlich wie festgebannt stehen blieb.

Ein seltsamer, unheimlicher Laut — eines von jenen Geräuschen, die namentlich in der tiefen Einsamkeit einer dunklen Nacht selbst den Herzschlag eines starken und muthigen Mannes für einen Augenblick zum Stocken bringen können — war da plötzlich an sein Ohr gedrungen. Wie ein schwaches, stöhnendes Röcheln aus menschlicher Brust war es ihm erschienen, und soweit seine Ueberraschung und die gerade an dieser Stelle herrschende, fast undurchdringliche Finsterniß ihm überhaupt gestatteten, einen Schluß auf die Richtung zu ziehen, aus welcher es gekommen war, meinte er den Ursprung der seltsamen Laute in dem niedrigen Buschwerk zu seiner Linken suchen zu müssen.

Verhaltenen Athems und gleichsam alle seine Sinne in denjenigen des Gehörs zusammenfassend, harrte der Oberverwalter auf eine Wiederholung des unheimlichen Geräusches. Aber er wartete vergebens, denn rings umher blieb bis auf das leise Rauschen des Abendwindes in den Baumwipfeln Alles todtenstill.

Die Möglichkeit einer Sinnestäuschung lag darum gewiß sehr nahe; doch Hartwig war nicht der Mann, sich auf solche bequeme und beruhigende Vermuthung hin von weiteren Nachforschungen abhalten zu lassen, die ihn vielleicht in den Stand setzen konnten, einem leidenden oder gefährdeten Nebenmenschen Rettung und Beistand zu bringen.

Schon eine Minute später hatte er die Wachskerze in der kleinen, amerikanischen Taschenlaterne, die er stets bei sich führte, angezündet, und mit der Gewissenhaftigkeit eines Polizisten ging er daran, jedes Fleckchen in in seiner Umgebung abzuleuchten. Nun sah er auch, daß die Zweige jenes niedrigen Gebüsches zum Theil eingeknickt und abgebrochen waren. Er that einen Schritt in das Dickicht hinein und fühlte, wie sein Fuß an einen Gegenstand stieß, der da am Boden lag. Furchtlos beugte er sich nieder, und er brauchte kaum noch das Gestrüpp auseinander zu biegen, um zu erkennen, daß es ein lang hingestreckter menschlicher Körper war, welcher ihn da am Weiterschreiten verhindert hatte.

Der schmale Lichtstreifen aus seiner Laterne fiel auf den Aermel eines schwarzen Gesellschaftsrockes aus feinem englischen Tuch, und als er ihn höher hinauf an dem regungslosen Körper gleiten ließ, erkannte er mit einem Schauer des Entsetzens Hugo Seefeld's verhaßtes, weißes Gesicht.

So hatte sich sein Gegner dennoch zu dem Stelldichein eingefunden; aber Hartwig dachte nicht mehr daran, Antwort und Rechenschaft von ihm zu fordern, denn der da vor ihm lag, hatte ganz das Aussehen eines Sterbenden, wenn nicht eines Todten!

Er versuchte an seiner Seite niederzuknieen, um sich nähere Aufklärung über seinen Zustand zu verschaffen; aber die zu dichtem Gewirr verschlungenen Zweige des Gestrüppes machten es ihm unmöglich. So umschlang es denn kurz entschlossen den willenlosen Körper mit beiden Armen, hob ihn empor und ließ ihn zwei Schritte weiter so sanft als möglich auf den Kiesweg niedergleiten.

Und nun verrieth ein neues schwaches Stöhnen, ähnlich jenem, welches ihn vorhin aufmerksam gemacht hatte, daß das Leben noch nicht aus der Brust des Kranken oder Verwundeten entflohen sei. Hartwig aber fühlte eine warme, klebrige Feuchtigkeit an seinen Händen, und er sah beim Licht der Laterne, daß er sich Kleider und Finger stark mit Blut besudelt hatte.

„Ein Verbrechen!" schoß es ihm jäh durch den Sinn. Hier bedurfte es ohne Zweifel auf das Dringendste eines Beistandes durch kundige Hände, und Hartwig zweifelte nicht, daß sich drüben in den glänzend erhellten Festräumen des Schlosses solche würden finden lassen. Für kurze Zeit freilich mußte er Seefeld seinem Schicksal überlassen, denn selbst wenn seine Kraft vielleicht ausgereicht haben würde, den schweren Körper bis zum Schlosse zu tragen, mußte er auf die Ausführung eines solchen Gedankens doch von vornherein verzichten, da er ja die Natur der Verwundung nicht kannte, die Jener davongetragen, dem ein so mühseliger Transport möglicherweise viel eher den Tod als Rettung zu bringen vermochte.

So stellte er denn die brennende Laterne neben dem Haupte des Verunglückten auf den Boden und wandte sich dem Herrenhause zu. Er dachte jetzt längst nicht mehr daran, daß der Mann, welcher dort im Begriff war, zu verbluten, sein Todfeind sei und sich wahrscheinlich zu keinem anderen Zweck hier eingefunden habe, als um ihn völlig zu verderben; er dachte nur noch daran, daß er schleuniger Hilfe bedürfe. Mitten durch die Gartenbeete und Rosenhecken eilte er dem Schlosse zu.

Als einen glücklichen Zufall sah es Hartwig an, daß ihm im ersten Vorzimmer der alte Tolzmann entgegenkam.

„Um Gotteswillen, Herr Oberverwalter —" wollte derselbe zwar bei seinem Anblick beginnen; doch Hartwig schnitt ihm die Weiterrede durch eine Handbewegung ab, deren Entschiedenheit dem alten Diener sofort zu vollem Verständniß kam.

Bitten Sie den Herrn Grafen Westernhagen hierher!" befahl Hartwig dem alten Tolzmann. „Und beschwören Sie ihn, ohne Zögern zu kommen, gleichviel, in welcher Unterhaltung oder Beschäftigung er sich befindet! Suchen Sie alles unnöthige Aufsehen zu vermeiden, aber sagen Sie ihm, wenn es dessen bedarf, daß sich ein Unglück zugetragen habe."

Es schien dieser letzteren Mittheilung allerdings nicht bedurft zu haben, denn das Gesicht des Grafen, welcher gleich darauf das Vorzimmer betrat, zeigte wohl eine bedrohliche Wolke des Verdrusses, doch keineswegs jene Bestürzung, welche eine solche Neuigkeit nothwendig hätte hervorrufen müssen. Er näherte sich dem Oberverwalter und fragte mit einer gewissen Schärfe: „Sie müssen in der That ein sehr dringliches Anliegen haben, da Sie es für angezeigt halten, mich aus der Mitte meiner Gäste abrufen zu lassen. Wollen Sie die Güte haben, sich so kurz als möglich zu fassen, und — aber, mein Gott, Ihr Hemd und Ihre Manschetten sind ja mit Blut befleckt — was hat es denn gegeben?"

„Ein Unglück, Herr Graf, oder vielleicht auch ein Verbrechen," erwiederte Hartwig mit gedämpfter Stimme, dem Schloßherrn, welcher unwillkürlich entsetzt einen Schritt zurückgewichen war, fest in's Gesicht sehend. „Ich fand einen Ihrer Gäste, Herrn Hugo Seefeld aus Hamburg, soeben unten im Park bewußtlos und mit Blut bedeckt. Sein Zustand ist ohne Zweifel ein höchst bedenklicher, und wenn sich unter den Festtheilnehmern Jemand befinden sollte, der im Stande ist, hier die erste Hilfe zu leisten, so bitte ich Sie dringend, denselben sofort von dem Vorfall zu unterrichten. Jede Minute kann da von unbezahlbarem Werthe sein."

Graf Westernhagen stand dieser neuen Hiobspost um Vieles fassungsloser gegenüber, als der erschütternden Nachricht, welche ihm vor einigen Stunden zu Theil geworden war. Ein Unglück oder gar ein blutiges Verbrechen — an diesem Tage und in seinem Hause! Das war in der That eine Vorstellung, die selbst seinen aristokratischen Gleichmuth ernstlich in's Wanken bringen mußte.

„Sie sehen mich vollständig außer mir," sagte er, sich mit der Hand nervös durch das Haar fahrend. „Was Sie mir da sagen, ist ja kaum zu fassen! Herr Seefeld — sagen Sie? Aber das wäre ja entsetzlich! Und die näheren Umstände? Sie müssen mir unbedingt nähere Umstände angeben, ehe ich —"

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Graf," fiel ihm Hartwig mit nachdrücklicher Entschiedenheit in's Wort, „aber mit langen Erzählungen dürfen wir jetzt die Zeit nicht verlieren. Die einzige Frage, welche augenblicklich von Bedeutung ist, ist die, ob sich ein Arzt in der Gesellschaft befindet."

„Lassen Sie mich nachdenken! Ich bin in der That völlig verwirrt. Ein Arzt? Allerdings — da ist der Kreisphysikus, der noch vor einer Stunde gekommen ist. Und dann auch der junge Doktor Vogelsang aus Rothacker. Warten Sie hier — ich werde Beide zu Ihnen herausschicken!"

Er ging, aber eine geraume Zeit, die für Hartwig's Ungeduld fast unerträglich lang war, verstrich, ehe er mit den beiden, gleichfalls sehr bestürzten Herren zurückkam. Der Kreisphysikus, der ein leidenschaftlicher Whistspieler war und sich lieber aus dem süßesten Schlummer als aus einer Spielpartie hinweg zur Ausübung seiner ärztlichen Pflichten rufen ließ, hatte es überaus eilig, den fatalen Zwischenfall aus der Welt zu schaffen.

„Wahrscheinlich ein Blutsturz!" meinte er, als Hartwig ihm seinen Bericht kurz wiederholt hatte. „Warum muß man denn da gleich an ein Verbrechen denken? Wir wollen sorgen, daß die übrigen Herrschaften nicht erst beunruhigt werden, denn es wäre jammerschade, den Verlauf des schönen Festes zu stören."

Nachdem Tolzmann eilig ein paar große Laternen herbeigeschafft hatte, machten sich die drei Herren in Begleitung des alten Dieners auf den Weg.

„Ich muß noch ein Glas Champagner trinken,

ehe ich Ihnen folgen kann," hatte Graf Westernhagen gesagt. „Diese Neuigkeit hat mich so angegriffen, daß mir die Kniee zittern."

„Wir bedürfen seiner gar nicht," brummte der Kreisphysikus verdrießlich gegen Hartwig, „und es wäre besser gewesen, Sie hätten mich allein herausrufen lassen. Solche Sachen machen vernünftige Leute, die den Kopf nicht verlieren, ganz in der Stille ab."

Der Lichtschein, welcher von der Taschenlaterne des Oberverwalters ausging, machte es leicht, den Verunglückten rasch aufzufinden. Er lag noch in derselben Stellung, wie Hartwig ihn verlassen hatte, das weiße Gesicht nach oben gewendet, und mit festgeschlossenen Augen.

„Leuchten Sie hierher, Tolzmann," sagte der Physikus, der sich sogleich über den Regungslosen herabgebeugt hatte, während sein jüngerer Kollege sich zunächst noch bescheiden zurückhielt. „Nun ja, es ist, wie ich gesagt habe — da sind ja noch die deutlichen Spuren geronnenen Blutes auf den Lippen! Der Herr hat sich eben in den Park hinausbegeben, als er das Herannahen des Unwohlseins spürte, und hier hat ihn die Geschichte dann überrascht. Das ist die ganze Erklärung des Vorfalls ohne romantische Mordgeschichten."

Er schien nicht wenig stolz auf die Schnelligkeit und Sicherheit seiner Diagnose, aber der Doktor Vogelsang, der nun ebenfalls an Seefeld's Seite auf dem Boden niederkniete, machte ihm unerwarteter Weise eine sehr ärgerliche Opposition.

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Kollege," sagte er, „aber ganz so harmlos scheint der Sachverhalt denn doch nicht zu sein. Hier unterhalb des Schlüsselbeins befindet sich unzweifelhaft eine Wunde, deren Untersuchung allerdings erst möglich sein wird, wenn die Kleider entfernt sind. Ich möchte vorschlagen, daß wir dem Kranken zu diesem Zweck auf jener Bank dort ein vorläufiges Lager bereiten."

Der Herr Physikus hatte noch selten ein so verdutztes Gesicht gemacht, als bei dieser Mittheilung.

(Forts. folgt.)



Karrenzieher in Tirol.

Theodor Fontane.

(Mit Porträt auf Seite 257.)

Zu den hervorragendsten deutschen Dichtern und Prosaschriftstellern der Gegenwart gehört Theodor Fontane (siehe das Porträt auf S. 257), geboren am 30. Dezember 1819 und noch immer in voller geistiger Frische schaffend. Er war ursprünglich Apotheker und widmete sich erst seit 1849 ganz der Literatur. Er war nacheinander Redakteur und Mitarbeiter an verschiedenen Berliner Zeitungen und lebt auch gegenwärtig noch in der Reichshauptstadt. Er trat zuerst mit kleineren epischen Dichtungen im Balladenton hervor, veröffentlichte nach einem Aufenthalte in England eine Reihe von Essays über dort gemachte Studien und widmete sich dann vorzugsweise patriotisch-historischer Thätigkeit. Seine Theilnahme am Feldzuge von 1870 brachte ihm eine mehrmonatliche Gefangenschaft, die er in dem Buche „Kriegsgefangen" schilderte. Höchst werthvoll sind Fontane's vierbändigen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg", interessant und farbenreich seine Prosadichtungen, von denen hier erwähnt seien: „Vor dem Sturm", „Grete Minde", „Ellernklipp", „Graf Petöfi", „Irrungen, Wirrungen", „Stine" und der anziehende autobiographische Roman „Meine Kinderjahre".

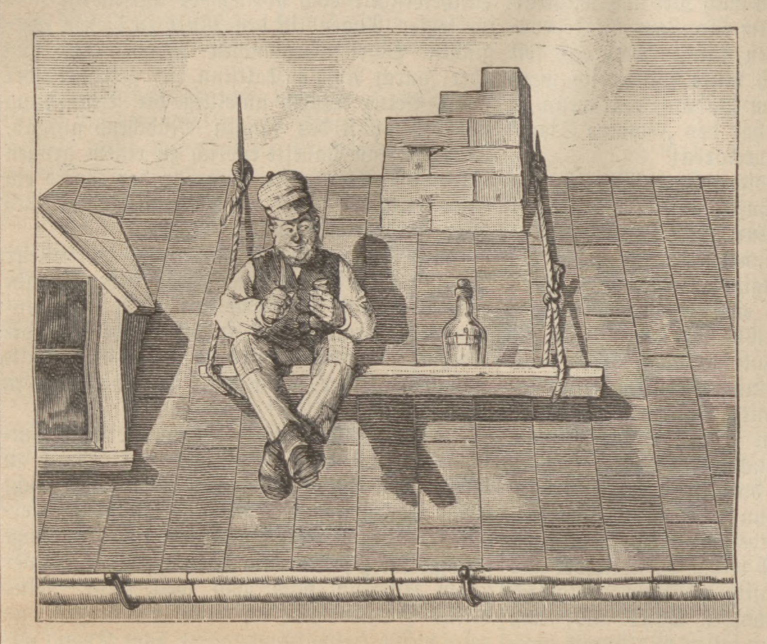
Karrenzieher in Tirol.

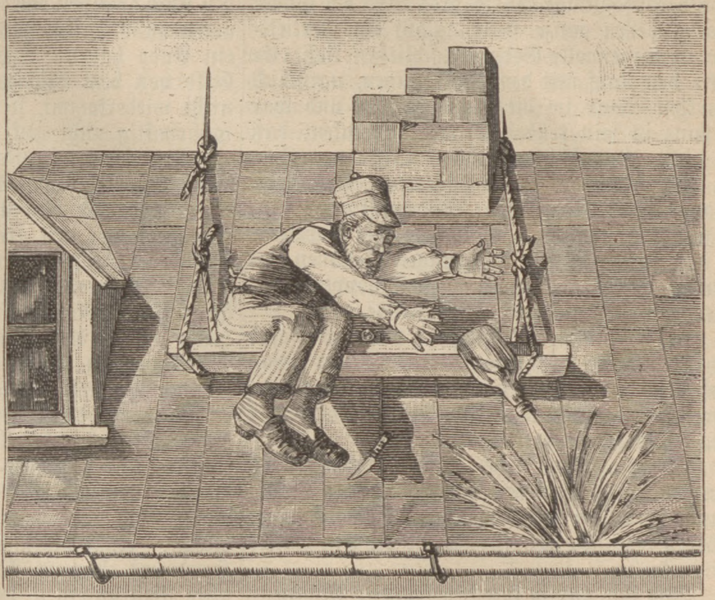
(Mit Abbildung.)

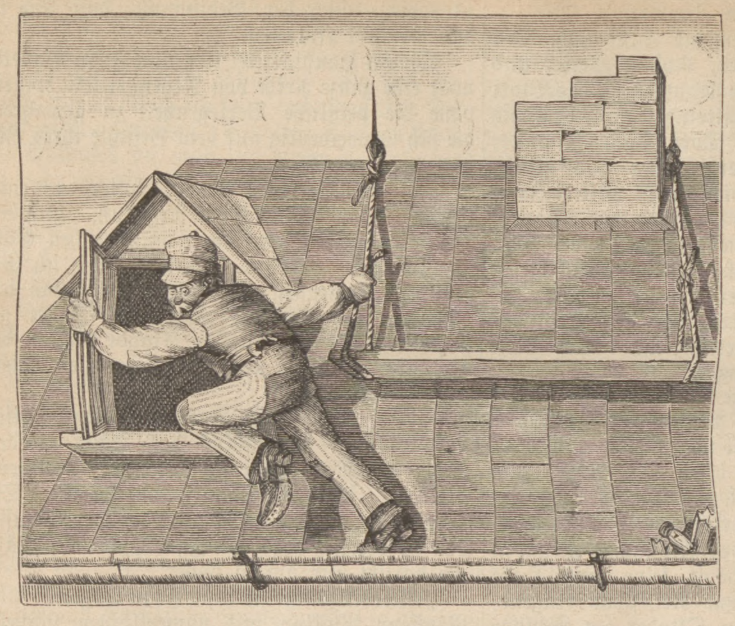
In Tirol sieht man neben den von Pferden gezogenen Fuhrwerken noch vielfach die armen Karrenzieher auftauchen, die zur Fortbewegung ihrer Fahrzeuge lediglich auf die eigene Kraft angewiesen sind. Meist ist es eine ganze Familie, die den mit Leinwand überzogenen Karren zieht, der die während des Winters und Frühjahrs selbstgefertigten Vorräthe von Holzschnitzereien oder anderen Gegenständen der Hausindustrie aufnimmt. Damit ziehen sie, wie unsere obenstehende Abbildung zeigt, in der guten Jahreszeit durch's Land, bis der Vorrath verkauft ist, und sie heimkehren können. Ein kleiner Junge zieht als Vorspann, dann kommen, unmittelbar vor dem Karren, Großmutter, Mann und Frau, nur das kleine Mädchen neben der Mutter und das Allerkleinste auf ihrem Rücken brauchen noch nicht mitzuhelfen. Der Mann versehlt aber trotz der mühsamen Arbeit nicht, vor dem an der Felswand hängenden Kruzifix ehrerbietig den Hut zu ziehen.

Humoristisches.

Der gerettete Frühstücksschnaps.













Monsieur Philipp.

Erzählung von **Clara Reichner**.

(Nachdruck verboten.)

In der fast entblätterten Rebenlaube des kleinen Wirthshauses zum „Goldenen Stern" zu Chur in Graubünden saß an einem schönen Spätherbstsonntage des Jahres 1793 ein junger Mann, dessen ganze Haltung auf ein Vertieftsein in sorgenvolle Gedanken schließen ließ. Er hatte den Kopf mit dem lichtbraunen, natürlich gelockten Haar in die Hand gestützt und war so ganz in sein trübes Sinnen versunken, daß er nicht einmal die leichten Tritte vernahm, die sich jetzt der Laube näherten. Erst beim Klange einer silberhellen Mädchenstimme fuhr er auf und schaute, noch immer wie abwesend, in das frische Gesicht der jungen Schönen, die eben Weißbrod, Obst und einen Schoppen Veltliner vor ihm auf den Tisch stellte.

„Ei, ei, Monsieur Philipp," plauderte dabei der Rosenmund in vorwurfsvollem Tone, „schon wieder so allein und ganz in Gedanken? An Ihnen merkt man's wahrlich, daß die Einsamkeit keines Menschen Freund ist."

„Meinen Sie, liebe Rosa?" versetzte der schwermüthige Gast mit halbem Lächeln. „Ich glaube ganz im Gegentheil: wer wie ich keine anderen Freunde hat, für den ist die Einsamkeit der beste."

„Wie Sie nur so sprechen können, Monsieur Philipp!" rief Rosa schmollend. „Als ob nicht Jedermann Sie gern hätte!"

„Auch Sie, liebe Rosa?"

„Auch ich!" behauptete Rosa hitzig. Dann aber über dies unwillkürliche Geständniß in jungfräuliche Verwirrung gerathend, setzte sie hastig hinzu: „Doch da ist ein Brief für Sie, Monsieur Philipp."

Der junge Mann griff begierig nach dem dargereichten Schreiben und überflog die Aufschrift. „Monsieur Philipp Chabaud, Lehrer der Mathematik und des Französischen an der Schule zu Reichenau bei Chur," las er halblaut. Dann erbrach er das Siegel, überflog mit gierigem Auge den Inhalt des Briefes und athmete gleichsam erleichtert auf.

„Freuen Sie sich mit mir, meine liebe Freundin," rief er. „Wie man mir schreibt, sind die Meinen am Leben und gesund. Ich habe keinen Verlust zu beklagen."

Die blauen Augen des jungen Mädchens füllten sich unwillkürlich mit Thränen. Sie kannte zwar Monsieur Philipp's Verhältnisse ganz und gar nicht, aber sie wußte doch, daß er drüben aus Frankreich stammte, aus jenem fürchterlichen Lande, wo man schon seit Jahren den Leuten rücksichtslos die Köpfe abschlug. In warmherziger Aufwallung streckte sie dem jungen Manne die Hand hin.

„Rosa!" rief in diesem Momente eine gebieterische Stimme vom Hause her.

„Die Mutter!" flüsterte Rosa erschreckt, indem sie eilig ihre Hand zurückzog. „Ich muß nun wieder in's Haus, Monsieur Philipp — aber ich freue mich doch mit Ihnen!"

Damit eilte sie davon. Drinnen im Hause jedoch wurde sie von Frau Babette Vögeli, ihrer ebenso würdigen wie beleibten Mutter, mit keineswegs freundlichem Gesicht empfangen. „Nun aber höre, Rosa, jetzt hab' ich's satt!" rief die brave Wirthin zum „Goldenen Stern" ihr energisch entgegen. „Diese nichtsnutzige Schönthuerei mit dem hergelaufenen Menschen da muß ein Ende haben. Wer ist denn der Herr? Ein Habenichts, der seine Zeche schuldig bleibt und Dir obendrein den Kopf verdreht!"

„Aber, Mutter," wagte Rosa einzuwenden, „früher sprachst Du anders."

„Leider! Leider!" eiferte Frau Babette. „Freilich hab' ich anfangs dem saubern Herrn das Wort geredet, weil er so auftrat und so Etwas an sich hatte wie ein vornehmer Mann. Jetzt aber weiß ich's besser, und ich sage Dir, ich leid's nicht, daß Du dieses französischen Windbeutels wegen anständige Freiersleute kopfscheu machst! Da sitzt der Wälty seit einer geschlagenen Stunde drinnen in der Gaststube und guckt sich die Augen nach Dir aus, während Du Dich draußen von dem Monsieur mit Redensarten zum Besten haben läßt. Aber das soll ein Ende haben! Noch heute fordere ich mein Geld von dem windigen Patron, und wenn er nicht wiederkommt, so hat der ‚Goldene Stern' wahrhaftig nicht viel verloren!"

Der Zorn der würdigen Frau Babette verrauchte jedoch ebenso schnell, wie er aufgelodert war, und als Monsieur Philipp eine halbe Stunde später mit freundlichem Gruße in die Gaststube trat, da sagte sie ihm trotz ihres festen Vorsatzes nicht ein einziges ungütiges Wörtchen. Monsieur Philipp aber zeigte sich heute infolge der erfreulichen Nachrichten, die er empfangen hatte, ungewöhnlich froh gestimmt. Heiterer und mittheilsamer als je schloß er sich dem Kreise der jungen Schweizer an, die plaudernd und lachend ihren Schoppen tranken, und verweilte dort in regem Gespräche, bis die neuesten Zeitungen gebracht wurden, die er stets mit besonderem Eifer zu studiren pflegte. Auch diesmal nahm er sie sofort zur Hand und begann hastig zu lesen. Plötzlich aber stieß er einen dumpfen Schrei aus, ließ das Blatt auf den Tisch fallen und stürzte blaß wie eine Leiche aus dem Zimmer.

Verwundert sahen ihm die Gäste nach. Der eifersüchtige Wälty aber, Rosa's Vetter und eifrigster Freier, las nun argwöhnisch das Blatt ebenfalls durch. Kopfschüttelnd legte er es jedoch schließlich wieder hin. Dort stand ja außer einer Menge ganz unerheblicher und gleichgiltiger Dinge nur die kurze Mittheilung, daß auch Philipp Egalité, Herzog von Orleans, ein Opfer der Guillotine geworden war. Das wankelmüthige französische Volk hatte auch dieses angeblichen Freundes der Revolution nicht geschont: am 6. November war der Kopf des Familienhauptes der Orleans unter dem Beile gefallen. Aber wen ging das in Chur an? —

Schon wenige Tage später brach plötzlich mit voller Gewalt der Winter herein, und es wurde nun ziemlich still im „Goldenen Stern". Auch Philipp Chabaud blieb aus. Rosa erfuhr nur, daß er leidend sei und Schloß Reichenau so wenig wie möglich verlasse. Sie erfuhr auch, auf welche Weise er dort Aufnahme gefunden hatte. Bleich und erschöpft, seine ganze Habe in einem Bündelchen am Reisestocke tragend, war er eines Abends im Oktober am Schloßthor erschienen, hatte aber auf Grund eines Empfehlungsschreibens, das er dem Leiter der Anstalt überbrachte, sofort als Lehrer Anstellung erhalten. Mehr wußte Niemand über ihn zu sagen, denn mochte auch jener Empfehlungsbrief nähere Angaben über seine Person enthalten haben, so wahrte doch der Institutsdirektor Nesemann das Geheimniß mit solcher Sorgfalt, daß es Keinem gelang, den Schleier zu lüften. Philipp Chabaud lebte seitdem auf dem Schlosse still und bescheiden seinem Lehrerberufe, wie jedes andere Mitglied dieses Pädagogenkreises, und seit jenem Novembersonntag im „Goldenen Stern" sogar noch eingezogener als jeder Andere.

Der endlich einbrechende Frühling jedoch schien auch ihn mit neuem Lebensmuthe zu erfüllen. Er suchte seinen Lieblingsplatz in der Rebenlaube des „Goldenen Sterns" wieder auf, und die strahlenden Augen Rosa's verriethen ihm nur zu deutlich, welch' willkommener Gast er dem jungen Mädchen war. Rosa hatte sich nach ihm gesehnt — jeder Blick, jedes Wort, jedes Lächeln sagten es ihm in hundertfacher Wiederholung, und er hätte kein Mann und namentlich kein leichtentzündlicher Franzose sein müssen, wenn diese stille, innige Liebe ihn nicht hätte rühren und beseligen sollen.

Frau Babette Vögeli sah das Alles auch — doch mit ganz anderen Gefühlen. Gern hätte sie dem unbequemen Fremdling rund heraus die Thür gewiesen, wenn nicht dessen bei aller Bescheidenheit doch vornehmes Wesen ihr stets im letzten Augenblick den Muth zu diesem energischen Schritt benommen hätte. Als nun aber, durch Rosa's Kaltsinn tief gekränkt, der reiche Vetter Wälty unwillig die Bewerbung um die Gunst des jungen Mädchens aufgab, da kam Frau Babette endlich zu einem großen Entschluß. Sie wollte nunmehr der Sache ein Ende machen — aber ein Ende nach ihrer und aller gutgearteten Mütter Weise.

Der Pfingsttag war gekommen. Monsieur Philipp hatte sich zu seiner gewöhnlichen Stunde eingestellt und plauderte mit Rosa, als unversehens Frau Babette in die Laube trat, die Tochter mit einem Auftrage in's Haus schickte und dann selber neben dem jungen Franzosen Platz nahm.

„Monsieur Philipp," begann sie ohne Umschweife, „ich habe Wichtiges mit Ihnen zu reden. Viel Umstände machen ist indessen nicht meine Sache, und deshalb sage ich Ihnen hiermit frei heraus: wir kennen jetzt einander lange genug, Sie gefallen mir — und meiner Tochter allem Anschein nach noch weit mehr. Aus diesem Grunde habe ich mich entschlossen und gebe meine Einwilligung, Sie zum Eidam anzunehmen, unter der Bedingung, daß Sie in das Geschäft eintreten."

Diesem Hauptartikel ließ nun Frau Babette noch eine ganze Reihe von Nebenartikeln folgen, ohne die peinliche Verlegenheit zu gewahren, die sich unzweideutig auf dem Gesichte ihres Zuhörers abspiegelte.

„Meine beste Frau Vögeli," unterbrach endlich der junge Mann ihren Redefluß, „glauben Sie mir, ich bin von Ihrer mütterlichen Güte im Innersten gerührt. Deshalb bitte ich Sie herzlichst, verkennen Sie mich nicht, wenn ich, Offenheit mit Offenheit vergeltend, Ihnen gestehe, daß ich leider außer Stande bin, in der gewünschten Weise auf Ihr liebevolles Anerbieten einzugehen."

„W—a—s?" Der braven Schweizerin blieb vor Staunen buchstäblich das Wort in der Kehle stecken. „Doch ich begreife, Monsieur Philipp," fügte sie dann rasch hinzu. „Sie fürchten den zu großen Abstand der Verhältnisse. Das ist wirklich brav von Ihnen, und ich schätze Sie darum nur um so höher."

„Allerdings, meine beste Frau Vögeli," fuhr Monsieur Philipp mit unmerklichem Lächeln fort, „ich fürchte diesen zu großen Abstand, der leider auf keine Weise zu überbrücken sein wird. Ich schätze und liebe Ihre Tochter wie eine theure Schwester, aber meine Familie, mein Beruf, meine Vergangenheit und meine Zukunft, Alles hindert mich, an eine Heirath zu denken."

Frau Babette stand für einen Augenblick vollständig der Verstand stille. Dann aber brauste sie gewaltig auf.

„So? Sie können Ihrer Familie wegen nicht an's Heirathen denken?" rief sie aufspringend. „Das muß ja eine saubere Familie sein, in die ein braves Schweizer Bürgermädchen, die ihre wohlgezählten blanken Batzen hat, nicht eintreten dürfte! Wenn die Sache aber so steht, Monsieur Philipp, so thäte Ihre noble Familie wahrhaft gut, wenn sie daran denken wollte, was ein junger Mensch wie Sie zum Leben nöthig hat, damit er nicht Jahr und Tag seine Zeche schuldig zu bleiben braucht."

Das war zwar nicht fein gesagt, aber es war so treffend, daß Philipp Chabaud unwillkürlich erröthete. Hastig streifte er einen kostbaren Ring vom Finger.

„Nehmen Sie dies Kleinod zum Pfande,

Frau Vögeli," sagte er mit gepreßter Stimme. „Bewahren Sie es auf, bis ich es werde einlösen können. Vor Allem aber denken Sie nicht, daß ich von Ihnen und Ihrem Hause, wo ich so viel Gutes und Liebes genossen habe, in Groll und Bitterkeit scheiden könnte. Ich bin nicht Herr über meine Person, und deshalb werden Sie mir verzeihen, nicht wahr, meine liebe Frau Vögeli?"

Dieser herzlichen und ruhigen Sprache im Verein mit dem werthvollen Ringe konnte Frau Babette nicht widerstehen; sie wurde sichtlich verlegen und schien einen Augenblick sogar im Begriff, das Pfand ohne Weiteres zurückzugeben. Doch ihr praktischer Sinn trug den Sieg über diese natürliche Regung davon. Mit der Versicherung, das Kleinod wie ein Heiligthum verwahren zu wollen, entfernte sie sich, um es sogleich in Sicherheit zu bringen.

Monsieur Philipp blieb allein zurück und starrte minutenlang bekümmert vor sich hin. Da wurde ihm plötzlich etwas Hartes in die Hand gedrückt, und Rosa's Stimme flüsterte wehmütig:

„Nehmen Sie das, Monsieur Philipp, und lassen Sie sich den Ring zurückgeben. Es wird ausreichen. Und seien Sie der Mutter nicht böse, sie hat es in ihrer Weise gut mit Ihnen gemeint."

Ohne hinzusehen, wußte Philipp Chabaud, daß er Rosa's Sparbüchse in der Hand hielt. Ein wehmüthiges und doch glückliches Lächeln erhellte sein Gesicht, und dem jungen Mädchen tief in die thränenverschleierten Augen schauend, sagte er mit bewegter Stimme: „Sie sind ein Engel, Rosa! Doch ich kann und mag Ihr Geschenk nicht annehmen. Behalten Sie den Ring zum Andenken an mich, an einen Freund, der Sie liebt wie eine theure Schwester, und dessen höchste Freude sein würde, wenn er Ihnen alle Ihre Liebe und Güte eines Tages würdig vergelten könnte."

Damit drückte er einen Kuß auf die Stirn des leise schluchzenden Mädchens und verließ dann schnellen Schrittes die Laube und das Haus.

Kaum eine Woche später hieß es, Monsieur Philipp sei plötzlich abgereist. Niemand wußte zu sagen, weshalb und wohin. Die Wenigen aber, die es wußten, schwiegen auch diesmal, wie sie bis dahin geschwiegen hatten.

Sechsunddreißig Jahre waren seitdem vergangen: man schrieb das Jahr 1830. An einem Juliabend dieses Jahres schritt ein junger, stattlicher Mann die Straße Saint=Honoré in Paris entlang. Das war sicher kein Pariser, denn er beschleunigte trotz des Regens, der in feinen Strahlen herabschoß, seine Schritte durchaus nicht und blieb sogar vor einem Bilderladen stehen, wo einige ausgelegte Skizzen seine Aufmerksamkeit fesselten.

„Meisterhaft!" rief der junge Mann nach kurzer Betrachtung der Entwürfe begeistert aus. „Das heißt wirklich gemalt!"

„Das mein' ich auch," sagte eine ruhige Stimme neben ihm, und nun erst wurde der junge Kunstenthusiast auf einen älteren Herrn in schlichter bürgerlicher Kleidung aufmerksam, der, mit einem großen blauen Regenschirm bewaffnet, gleichfalls vor den Bildern Halt gemacht hatte.

„Ich glaube, wir kennen uns bereits," fuhr der Mann mit dem Schirme lächelnd fort. „Sind wir uns nicht schon im Louvre vor den Meisterwerken Claude Lorrain's begegnet?"

„In der That, mein Herr!" rief jetzt der junge Mann lebhaft. „O, ich erinnere mich Ihrer treffenden und geistreichen Bemerkungen über die Landschaftsmalerei sehr wohl und habe sie bei meinen neuesten Entwürfen zu beherzigen versucht."

„Und heute sind Sie trotz des Regens ausgegangen, um Ihre Studien vor den Bilderläden zu vervollständigen?"

„Hm, das gerade nicht," entgegnete der junge Maler, indem ein Schatten über sein hübsches, offenes Gesicht flog. Und zögernd fügte er hinzu: „Sagen Sie, mein Herr — verstehen Sie sich auch vielleicht auf Juwelen so gut wie auf Bilder?"

„Auf Juwelen?" fragte der alte Herr erstaunt.

„Ja. Ich habe da einen Ring, den ich versetzen möchte oder vielmehr versetzen muß, möchte aber vorher den wirklichen Werth des Stückes kennen, um nicht gar zu arg über's Ohr gehauen zu werden."

Damit zog der Maler ein Kästchen aus der Tasche, öffnete es und ließ den alten Herrn einen mit werthvollen Steinen besetzten Ring sehen. Der Mann mit dem Regenschirm aber trat bei diesem Anblick betroffen einen Schritt zurück.

„Wo haben Sie diesen Ring her, junger Freund?" fragte er mit seltsam bewegter Stimme.

„Er gehört meiner Mutter."

„Ihrer Mutter? . . . Ihrer Mutter? Woher und wer ist Ihre Mutter?"

„Aus Chur im Lande Graubünden. Ihr Mädchenname war Rosa Vögeli, bis sie ihren Vetter Wälty, meinen Vater, heirathete. Ich heiße Werner Wälty."

„Rosa Vögeli" — murmelte der alte Herr, indem er seinen Schirm zuklappte und einen Augenblick gleichsam in's Leere starrte. „Ich habe Ihre Mutter einst gekannt, Herr Wälty," fuhr er dann mit lauter Stimme fort. „Damals aber befand sie sich nicht in der Lage, ihre Kleinodien zum Pfandleiher schicken zu müssen."

„Ach, das ist eben eine traurige Geschichte, mein Herr," entgegnete Werner treuherzig. „Nach dem Tode des Vaters verkaufte die Mutter das Anwesen in Chur und legte das Geld in einer Genfer Bank nieder, durch deren Zusammenbruch wir vor anderthalb Jahren fast Alles verloren haben. In der Hoffnung, hier rascher Käufer für meine Bilder zu finden, da ich nun einmal den wenig einträglichen Künstlerberuf erwählt habe, wandten wir uns hierher nach Paris. Doch ich habe bisher kein Glück gehabt, mein Herr."

„Hm, wer weiß?" sagte der alte Herr mit eigenthümlichem Lächeln mehr zu sich selber. „Wo wohnen Sie mit Ihrer Frau Mutter, Herr Wälty?"

Der junge Mann nannte Straße und Hausnummer.

„Schön. Ich nehme Ihren Ring an mich, mein junger Freund. Sie dürfen ihn mir getrost überlassen, denn kein Goldschmied und kein Pfandleiher, nur ich kenne den wahren Werth desselben und werde Ihnen diesen Werth morgen zustellen, wenn ich Sie und Ihre Frau Mutter persönlich besuche."

Werner bewies jetzt zum zweiten Male, daß er kein Pariser sei, denn er gab nicht nur das Kleinod unbedenklich hin, sondern sagte auch, anstatt den alten Herrn wenigstens nach seinem Namen zu fragen, mit einer ganz unvernünftigen Eile: „Ich verlasse mich auf Sie, mein Herr. Doch jetzt entschuldigen Sie gütigst. Ich sehe da drüben Fräulein Nichette Fournier, die Tochter unseres Hauswirths. Welche Unvorsichtigkeit von dem jungen Mädchen, zu dieser Stunde allein auszugehen! Sie begreifen, ich muß ihr meinen Schutz anbieten!" . . . Und damit schoß der leichtsinnige Künstler in aller Eile davon.

Der Mann mit dem Schirme sah ihm lächelnd und kopfschüttelnd einen Augenblick nach. Dann aber schritt er quer über die Straße eilig dem Palais=Royal, dem alten Stammsitze des Hauses Orleans, zu. . . .

Eine Stunde später kletterte Werner, nachdem er Fräulein Nichette ritterlich gegen alle Ehrenräuber, Taschendiebe, Wagenräder und sonstigen Fährlichkeiten der Riesenstadt beschützt hatte, ziemlich langsam zu der Mansardenstube empor, die er mit seiner Mutter im Hause des Herrn Fournier bewohnte. Jetzt fiel ihm doch der Leichtsinn, mit dem er den Ring aus der Hand gegeben hatte, schwer auf's Herz, und es kam ihn hart an, der Mutter diese fast unglaubliche und ihm selber nachträglich unbegreifliche Thorheit beichten zu müssen. Der unbekannte Mann mit dem Regenschirm war ein vornehmer Herr, das litt für Werner keinen Zweifel — Frau Rosa Wälty aber war durch Erfahrung mißtrauisch geworden und ließ sich nicht so leicht beruhigen.

„Werner," sagte sie mit Thränen in den noch immer schönen blauen Augen, „ich glaube nicht mehr an die Zuverlässigkeit Fremder und gar solcher, die nicht einmal ihren Namen sagen. Deine heutige Thorheit ist die erste, mit der Du mir einen wahrhaft tiefen Schmerz bereitest, denn Du weißt, wie theuer mir der Ring als Andenken an die glücklichste Zeit meines Lebens war. Hoffen wir, daß ihr nicht noch eine zweite, größere auf dem Fuße folge. Du bist mit Fräulein Nichette zusammengetroffen. Bedenkst Du denn gar nicht, daß Nichette Fournier eine reiche Erbin, Du aber nur ein armer Künstler bist, der —"

„Morbleu! Fünf ganze Treppen!" murmelte in diesem Momente draußen auf dem Vorsaale eine keuchende Stimme. Werner sprang wie elektrisirt empor und öffnete die Stubenthür.

„Frau Rosa Wälty?" fragte die keuchende Stimme, die einem ziemlich beleibten Herrn in schwarzer Kleidung angehörte.

„Die bin ich," entgegnete Frau Rosa.

„Ein Päckchen für Sie, Madame. Ich empfehle mich." Damit ging der beleibte Herr wieder davon.

Mit bebender Hand zerriß Frau Rosa die Papierhülle. Ein stattliches Packet Banknoten fiel auf den Tisch, der beigefügte Briefbogen aber enthielt nur die wenigen Worte: „Theure Freundin! Ich gedachte Sie persönlich aufzusuchen. Wichtige und unaufschiebbare Geschäfte hindern mich daran. Aber ich freue mich doch mit Ihnen, wie Sie einstmals sagten, und werde Ihrer ferner gedenken. Am 25. Juli 1830. Philipp."

„Philipp! . . . Monsieur Philipp!" murmelte Frau Rosa. Aber die Ueberraschung war zu groß: zum ersten Male in ihrem Leben wurde Rosa Vögeli ohnmächtig. Vielleicht hatte auch die Noth und Sorge der letzten Monate stärker an ihrer Kraft gezehrt, als bis dahin zu Tage getreten war, denn sie blieb an zwei Wochen leidend, und Werner wich keinen Augenblick von ihrer Seite.

Inzwischen hatte aber auch die Riesenstadt wieder einmal einen ihrer furchtbaren Fieberanfälle gehabt. In diesem Fieber hatte sie einen alten Königsthron in Stücke geschlagen und einen neuen aufgerichtet: Karl X. von Bourbon war verjagt und Louis Philipp von Orleans war König von Frankreich.

Eines Tages gegen Ende August führte Werner die Mutter nach glücklich überstandener Krankheit die Straße Saint=Honoré entlang nach dem Garten des Palais=Royal. Nur noch eine kurze Strecke von dem Palais entfernt, wurden sie durch einen daherrollenden Wagen aufgehalten, dessen einzigen Insassen Werner plötzlich auf das Lebhafteste zu grüßen begann. Nun schaute auch Frau Rosa auf, faßte aber gleichzeitig Werner's Arm: der alte Herr dort im Wagen, der ihr so freundlich zunickte, das war er, Monsieur Philipp! Eine Minute später bog der Wagen in das Portal des Schlos=

ſes ein, die Schildwachen präſentirten, und einige Hundert Stimmen riefen: „Es lebe der König!“

„Der König!“ murmelte Frau Roſa, indem ſie wie geblendet einen Augenblick die Augen ſchloß. Und jetzt begriff ſie, was Monſieur Philipp einſtmals gemeint hatte, als er zu ihrer Mutter vom „Abſtand der Verhältniſſe“ ſprach.

König Louis Philipp aber hielt getreulich, was Monſieur Philipp einſt verſprochen hatte, und löste wahrhaft königlich das Pfand ein, das der arme, heimathloſe Lehrer Chabaud einſt gegeben. Das Glück Werner Wälty's war durch die königliche Gunſt und Förderung bald gemacht, und gegen einen ſolchen Freier hatte der Vater der hübſchen Nichette natürlich nicht das Geringſte einzuwenden. Schon nach wenigen Monaten führte Werner die Geliebte heim. Frau Roſa Wälty aber, die ſich im Glücke ihres Sohnes ſonnte, ſegnete täglich und ſtündlich den Mann, dem ihre erſte und einzige Liebe gegolten hatte: Monſieur Philipp.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Auch eine Kritik. — Ein hochgeſtellter Herr, der Geheimrath v. P., ſchrieb eine ſechsaktige Tragödie in Verſen. Er ließ das Manuſkript dem damals auf der Höhe ſeines Ruhmes ſtehenden Theodor Döring, der am Berliner Schauſpielhauſe wirkte, zugehen und erſchien nach einiger Zeit perſönlich bei dem berühmten Mimen, um deſſen Urtheil darüber zu vernehmen. Da dieſer durch verſchiedene Wendungen die wahre Meinung zu verhüllen ſuchte, unterbrach ihn der Autor mit den Worten: „Sie müſſen wiſſen, daß ich nur zu meinem Vergnügen ſchreibe.“

„So ſchien es mir auch, Herr Geheimrath,“ lautete Döring's Beſcheid. [—du—]

Die Grenze Aſiens und Afrika's. — Unweit der ſyriſchen Stadt Chan Junes wird die Grenze zwiſchen dieſen beiden Welttheilen durch zwei Granitmonolithen angedeutet. Ein alter Baum ſteht zwiſchen den beiden Säulen und ſtreckt gleichſam ſchützend ſeine Zweige einerſeits über Aſien, andererſeits über Afrika aus. In unmittelbarer Nähe der Monolithen liegt ein Wachthaus, doch kein Zöllner oder übereifriger Paßkommiſſarius kommt herausgeeilt, um Reiſende zu viſitiren. Nein, nichts derart — ſondern frei wie der Vogel in den Lüften marſchirt man von einem Welttheil in den anderen. [A. B.]

Verſchärfte Methode. — Ein Schüler des Muſikers Quanz, des bekannten Lehrers Friedrich's des Großen, ſpielte einſt vor dem Könige zu deſſen größter Zufriedenheit die Flöte.

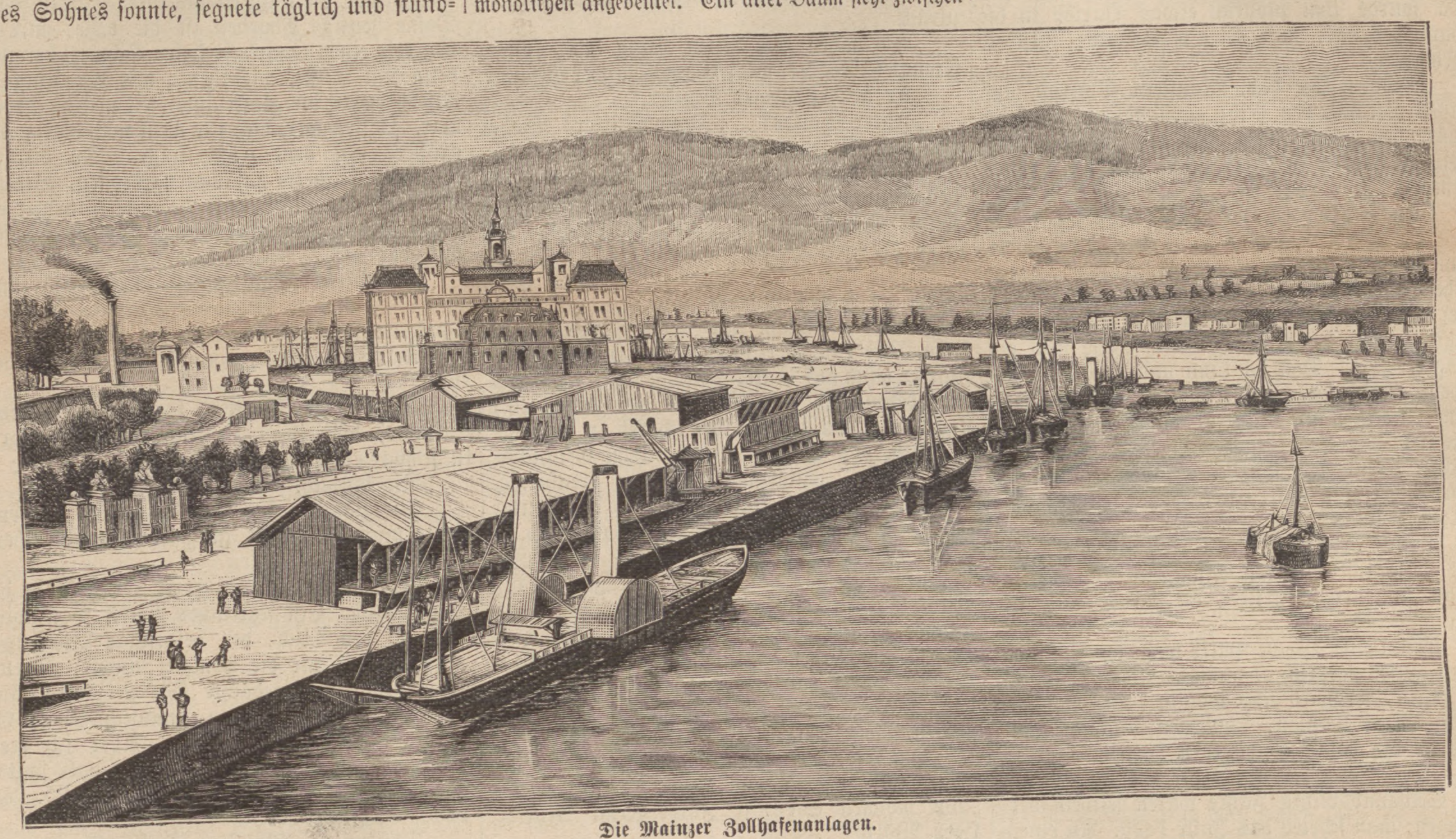
„Ei,“ ſagte der König zu Quanz, „ich ſehe jetzt, daß Er mich vernachläſſigt hat; der junge Menſch ſpielt beſſer als ich!“

„Bei dem konnte ich auch ſtärkere Mittel anwenden,“ erwiederte Quanz.

„Und welche denn?“ fragte Friedrich.

Der alte Meiſter machte eine nicht mißzuverſtehende Handbewegung.

„Hör' Er,“ meinte darauf der König luſtig, „da wollen wir's doch bei unſerer alten Methode laſſen!“ [G. W—r.]



Die Mainzer Zollhafenanlagen.

Die Mainzer Zollhafenanlagen.

(Mit Abbildung.)

Die alten Mainzer Hafenanlagen waren für den ſteigenden Handelsverkehr längſt ungenügend geworden, man faßte daher den Plan, am Neuſtadtufer, wo ſich der Rhein in drei, nicht ſehr breite Arme theilt, den bei einer früheren Stromkorrektion geſchloſſenen mittleren Arm wieder zu öffnen, den linksſeitigen durch einen Querdamm zu ſchließen und die Spitze der Ingelheimer Aue mit dem linksſeitigen Ufer gleichfalls durch einen Damm zu verbinden. Ferner wurden die oberen Hafenanlagen durch die mit einer Drehbrücke verſehene Hafeneinfahrt in einen Zoll- und einen Sicherheitshafen geſchieden. Alle dieſe Anlagen, nach Plänen des Mainzer Stadtbaumeiſters Kreißig ausgeführt, haben im Ganzen $8^1/_2$ Millionen Mark gekoſtet und ſind am 6. Juni 1887 eröffnet worden. Unſer Bild ſtellt die Zollhafenanlagen auf dem linken Rheinufer dar. Der ſtattliche Bau im Hintergrunde iſt das fünf Stockwerke enthaltende Hauptlagergebäude. Ihm gegenüber befindet ſich das Verwaltungsgebäude mit dem Hauptzollamt; links von dieſem das Maſchinenhaus mit dem Akkumulator, der alle Triebkraft für Krahnen, Aufzüge u. ſ. w. liefert, die durch hydrauliſche Kraftübertragung in Bewegung geſetzt werden. Gegenüber dem Lagerhaus, jenſeits des Hafenarmes, liegt die Reviſionshalle, in deren Untergeſchoß die ankommenden Güter zollamtlich behandelt, verpackt und verſendet werden, während das Obergeſchoß als Lagerraum dient.

Bilder-Räthſel.



Auflöſung folgt in Nr. 34.

Auflöſung des Bilder-Räthſels in Nr. 32:
Im Zorne redet leicht der Mann das Schlimmſte, was er reden kann.

Diamant-Räthſel.

```
          A
        A A A
      A B B B C
    D E E E E E E
  E G G G G H H I I
K L M M M M M M N N N
  N P R R R R R R R
    R S S T T T T
      U U U U Ü
        Ü W W
          X
```

Nach dem Muſter der vorſtehenden Figur ſind aus deren Buchſtaben zu bilden: 1) ein Buchſtabe, 2) eine Himmelsgegend, 3) ein Mädchenname, 4) ein Gewicht, 5) eine militäriſche Charge, 6) ein Königreich, 7) ein Großherzogthum, 8) eine deutſche Hafenſtadt, 9) eine Figur in der Raumlehre, 10) ein Glied des Körpers, 11) ein Buchſtabe. — Die wagerechte und ſenkrechte Mittellinie ergeben das Gleiche [Heinrich Vogt.]

Auflöſung folgt in Nr. 34.

Auflöſungen von Nr. 32: des Buchſtaben-Räthſels: Mittheilen — theilen — eilen — heilen; des Homonyms: Pulver.

Verlag der Thorner Oſtdeutſchen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft in Stuttgart.